



Jüdisches Leben in Hannover

Eine fotografische Spurensuche Ein Gastbeitrag von Greta Paskowski, Schülerin der Albert-Einstein-Schule Laatzen

Die Albert-Einstein-Schule Laatzen (AES) hat die Erinnerungskultur zu einem ihrer schulischen Schwerpunktbereiche gemacht. So war das großangelegte Projekt, die „Europäische Route des jüdischen Kulturerbes“ in Deutschland zu verankern, geradezu eine Steilvorlage, um uns auf Spurensuche zu begeben und vergangenes sowie gegenwärtiges jüdisches Leben aufzuspüren. Schwerpunkt unserer Erkundungen war die Region Hannover.

Zusammen mit unserem Lehrer Wilhelm Paetzmann, dem stadtbekanntem Fotografen Uwe Stelter und Anke Biedenkapp, der Vorsitzenden und Geschäftsführerin des Vereins „Global Partnership Hannover“ (GPH) haben wir die Region erkundet, um das vergangene und gegenwärtige jüdische Leben anhand eines „Click & Walk“-Fotoworkshops zu dokumentieren. Als Projektstart bot sich das Jahr 2021 an; denn vor genau 1.700 Jahren wurde in Köln die erste jüdische Gemeinde auf deutschen Boden erwähnt. Dieses „Jubiläum“ ist für GPH dann auch der Anlass gewesen, ausgehend von Hannover eine jüdische Kulturroute zu erstellen. Besonderes Augenmerk haben wir Schülerinnen und Schüler der Albert-Einstein-Schule dabei auf den Laatzen Ortsteil Gleidingen gelegt, in dem bis 1942 eine jahrhundertalte landjüdische Gemeinde ansässig war. Wir danken besonders Herrn Friedrich Rehmert und Herrn Dr. Peter Schulze, die uns mit ihren Kenntnissen sehr unterstützt haben.

Die jüdische Geschichte Gleidingens reicht bis in das Jahr 1719 zurück. Damals wurden die ersten beiden Juden in der bäuerlich geprägten Ortschaft aufgenommen, ausgestattet mit einem Schutzbrief vom „Churfürstlichen Amt“ aus Hildesheim, zu dem das Dorf damals gehörte. Während sich im angrenzenden Fürstentum Calenberg keine Juden ansiedeln durften, erlaubte der Rat der Stadt Hildesheim den Juden bereit seit 1664 die freie Ausübung ihrer Religion. Dies hatte zur Folge, dass im Laufe des 18. Jahrhunderts weitere jüdische Familien nach Gleidingen zogen – und 1835 in der Thorstraße eine Synagoge bauten. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts verließen allerdings viele Juden der jüngeren Generation Gleidin-

gen, während die Angehörigen der „Stammfamilien“ im Dorf blieben. Sie lebten größtenteils vom Viehhandel. Bis zur Zeit des Nationalsozialismus war die jüdische Gemeinde in das innerörtliche Gemeindefleben gut integriert. Im Januar 1933 lebten nur noch 30 bis 35 jüdische Bürger in Gleidingen, so dass die Synagoge 1934 aufgegeben und verkauft wurde. Dennoch wurde sie am 09. November 1938 von SA-Leuten beschädigt. Die noch in Gleidingen verbliebenen Juden und Jüdinnen wurden 1942 deportiert.

Um dieses Kapitel der Geschichte unvergessen zu machen, wurde 2011 ein Gedenkstein errichtet – mit der Inschrift „Zur Erinnerung an die Jüdische Gemeinde Gleidingens und an die Synagoge, die in dieser Straße ihren Standort hatte“. (Am eigentlichen Standort wird gerade ein Privathaus gebaut). Obwohl dieser Gedenkstein an der Durchgangsstraße Gleidingens steht, war er den meisten von uns bislang noch nicht aufgefallen. Der Verkehr rauscht an ihm vorbei. Noch in diesem Jahr wird die unmittelbar neben dem Stein befindliche Trafostation von Schülerinnen und Schülern der AES collagenartig bemalt, so dass dieser Gedenkort besser kenntlich wird. Auch sind für alle jüdischen Bürgerinnen und Bürger Stolpersteine verlegt worden. Anfänglich unscheinbar für uns boten sie dann die Möglichkeit, sich mit dem Lebensschicksal dieser Menschen auseinanderzusetzen. Ein thematisch gestalteter Stromkasten soll auch an das ehemalige Gemeindefleben erinnern.

Das Anliegen unseres Projektes „Click & Walk“ war es, in möglichst unterschiedlichen Perspektiven vielschichtige Eindrücke einzufangen, um so ungewöhnliche Sichtweisen auf die jüdische Kultur und

die damit verbundene Geschichte zu ermöglichen.

Der jüdische Friedhof in Gleidingen existiert vermutlich seit 1749 und die erste nachweisbare Bestattung fand 1840 statt – die vorerst letzte 1938. Doch seit 1997 wird der Friedhof von der jüdischen Gemeinde in Hannover wieder benutzt. Stil und Ästhetik der neuen Gräber unterscheiden sich deutlich von den historischen Grabstätten. Der Friedhof liegt am Ende eines Erschließungsweges in der Nähe der vielbefahrenen Ausfahrtsstraße. Neubauten sind bis unmittelbar an die Friedhofsmauern herangerückt. Von der ehemaligen abgeschiedenen Lage lässt sich heute nichts mehr erkennen und dennoch strahlt dieser Friedhof eine besondere Atmosphäre aus. Jeder der Grabsteine, die oft Jahrhunderte alt sind, erzählt eine eigene Geschichte. Viele Gräber sind mit Efeu und Moos überwachsen. Auf einigen Grabsteinen lagen kleine graue Steinchen, vor anderen standen (Plastik-)Blumen. Meist sind die historischen Grabsteine, die hebräisch „Mazewa“ genannt werden, mit unterschiedlichen Symbolen versehen. Häufig sahen wir die Levitenkanne und die segnenden Priesterhände. Die modernen Grabsteine weisen nur den Davidsstern auf.

Jeder von uns versuchte, die besondere Atmosphäre über Fotos einzufangen. Dieser Friedhof ist auch ein Spiegel unserer Zeit: Der Lärm der Straße, die unmittelbar angrenzenden Neubauten mit Trampolin im Garten, die neue Belegung im Marmordekor vor den verwitterten historischen Steinen einer von den Nationalsozialisten vernichteten Gemeinde. So ist dieser Fotoworkshop nicht nur ein Ausflug in die Vergangenheit. Gleichzeitig wird am Beispiel von

Gleidingen deutlich, dass die Erinnerung und Vergewärtigung immer von der Gegenwart her neu erarbeitet werden muss.

Eine Woche später trafen wir uns mit dem Historiker, Autor und Mitarbeiter des Stadtarchivs Hannover, Dr. Peter Schulze. Peter Schulze ist ein Kenner des jüdischen Lebens in Hannover. Mit ihm besuchten wir die alten jüdischen Friedhöfe in der Oberstraße und Strangriede. Besonders beeindruckend war der von einer hohen Mauer umgebenen Friedhof an der Oberstraße, Hinter der Mauer erhebt sich ein Hügel mit etwa 700 erhaltenen Grabsteinen. Er ist der älteste jüdische Friedhof in Norddeutschland, wurde um 1550 errichtet und war bis 1864 die Begräbnisstätte der hannoverschen Gemeinde. Der älteste Grabstein stammt aus dem Jahre 1654, der jüngste aus dem Jahre 1866. Zu diesem Zeitpunkt existierte der Friedhof an der Strangriede bereits zwei Jahre. Er diente in der Folge als zentrale jüdische Begräbnisstätte.

Die Atmosphäre auf dem jüdischen Friedhof in der Oberstraße war eine ganz andere als in Gleidingen. Die Grabsteine stehen z.T. schräg und haben voneinander abweichende Größen. Da im Laufe der Jahrhunderte übereinander bestattet wurde, befinden sich auf einer Grabstelle mehrere Grabsteine. Durch den hohen Baumbestand fällt nur wenig Licht auf den Friedhof, so dass die historische Besonderheit dieses Ortes noch verstärkt wird. Die Inschriften auf den Vorderseiten der Grabsteine sind in hebräischer Sprache eingemeißelt und die Steine selbst kunstvoll verziert. Auf der Rückseite sind die Steine dann in deutscher Sprache beschriftet. Unter den vielen Grabsteinen befinden sich auch die der Vorfahren des berühmten Dichters Heinrich Heine. Möglicherweise hat Heine bei seinem Besuch in Hannover auch an dem gleichen Ort gestanden.

Viele der Inschriften sind kaum noch zu entziffern. Die Gräber sind erheblich älter als diejenigen in Gleidingen und deshalb stärker verwittert, was dem Ort eine geheimnisvolle Aura gibt. Zur Zeit des Dritten Reichs wurde der Friedhof nicht wesentlich beschädigt, was als Zufall und Glück gewertet werden kann, so dass es heute noch möglich ist, sich an dieser Stelle mit dem Schicksal des Judentums in Deutschland auseinanderzusetzen. Die Fotos, die wir gemacht haben, verbreiten eine mystische Stimmung. Der Friedhof steht eng umbaut mitten in der Nordstadt und durch die ihn umgebende hohe Mauer wirkt er wie eine städtische Oase, so als gäbe es eine Trennung von Stadt und Friedhof. Hinter der Mauer

steht die Zeit still und atmet die historische Vergangenheit des jüdischen Lebens, während außerhalb der Mauern das Leben wie gewohnt weiter verläuft.

Ähnlich fühlten wir uns auch auf dem Friedhof an der Strangriede. Dieser ist um ein Vielfaches größer. Es war der Hauptfriedhof der jüdischen Gemeinde bis 1924. Die Gräber sind in Reihen angelegt, an der Friedhofsmauer befinden sich prunkvolle Grabanlagen bekannter Hannoveraner, so die der Familie Emil Berliners oder Moritz Simons. Der Friedhof wirkte in seiner Größe parkähnlich, die noch vorhandenen 2600 Grabsteine wurden von der Sonne beleuchtet. Eine Besonderheit ist die noch vorhandene Predigthalle, die 1941 als Judenhaus „verwendet“ wurde. Auf engstem Raum zusammengepfercht, lebten hier mehr als 100 Juden, ehe sie deportiert wurden. Die Predigthalle ist das einzige noch vorhandene Sakralgebäude des Architekten Edwin Oppler, dessen Synagoge in der Calenberger Neustadt in der Nacht des 09. Novembers 1938 vernichtet wurde.

Weitere Ziele der Erkundung des Judentums in der Region Hannover waren Steinhude, Wunstorf und Gestorf. Der Friedhof von Steinhude liegt versteckt am Rand des Waldgebietes Hohenholz. Hier befinden sich inmitten des Waldes 62 Grabsteine, die weder von einer Hecke noch einer Mauer umgrenzt sind. Die letzte Belegung datiert in das Jahr 1942.

Die Anreise dorthin gestaltete sich noch aus einem anderen Grund als eindrucksvoll: Vier dunkel gekleidete Mitschüler, die in einem alten schwarzen Mercedes mit ostdeutschen Kennzeichen unterwegs waren und sich bei einer alten Dame nach dem jüdischen Friedhof erkundigten, sahen sich am Zielort mit der Polizei konfrontiert. Die alte Dame vermutete Neonazis und alarmierte die Beamten. Die Angelegenheit konnte glücklicherweise schnell von unserem Lehrer geklärt werden, doch zeigt dieser Vorfall, wie sensibilisiert die Bevölkerung mittlerweile auf (mögliche) antisemitische Übergriffe reagiert. Traurige Realität ist allerdings, dass es trotz des Holocausts immer wieder antisemitische Tendenzen in Deutschland gibt, so dass das jüdische Gemeindefleben in Deutschland geschützt werden muss.

Der jüdische Friedhof der Stadt Wunstorf umfasst 90 Grabsteine und liegt heute mitten in einem Wohngebiet. Dieser Friedhof wurde während der Novemberpogrome 1938 verwüstet. Die Stadt Wunstorf hat seine Geschichte vorbildlich aufgearbeitet. An zentraler Stelle in der Stadt vor der Alten Abtei ist im Boden eine Menora eingelassen. Der Siebenarmige Leuchter ist eines der wichtigsten Symbole

des Judentums. Als Flamme der Menora ist jeweils ein Stein in den Boden gestellt. Auf diesen sind die Namen jener 42 ehemaligen jüdischen Mitbürger*innen Wunstorfs eingraviert, die Opfer des Nationalsozialismus geworden waren. Davor hat der Bildhauer Ostarp Rebmann 2002 einen Gedenkstein gestaltet. Auf dem Stein ist ein zerbrochener Davidsstern dargestellt, der unter sich verzweifelte Gesichter begräbt.

Wir haben durch dieses Projekt primär Orte jüdischen Lebens der Vergangenheit kennengelernt, von denen wir vorher nichts wussten und auf die wir ohne diese fotografische Erkundung auch nicht aufmerksam geworden wären. Auch ist uns klar geworden, wie vielfältig das jüdische Leben in der Region Hannover vor der Zeit des Holocausts war. Es tat uns gut, sich so der Vergangenheit zu stellen. Interessant ist auch, wie unterschiedlich der Umgang mit der jüdischen Vergangenheit in den einzelnen Gemeinden der Region ist. So sind diese Friedhöfe mehr als nur ein historisches Überbleibsel aus der Vergangenheit, sondern sie ermahnen uns, dass vor nur drei Generationen ein Teil der damaligen Mitbürger*innen von der Mehrheitsgesellschaft ausgegrenzt und vernichtet wurde. Deshalb ist es gut, dass es diese Zeugnisse vergangenen jüdischen Lebens in unserer unmittelbaren Nähe gibt. Sie sind nur vielen Jugendlichen unbekannt und könnten doch ein gutes Mahnmal sein, dass so etwas wie im Nationalsozialismus nicht noch einmal passieren darf.

Die Ergebnisse des Workshops werden zu Beginn des kommenden Schuljahres in der AES präsentiert und später Teil einer niedersachsenweiten Ausstellung.

● Greta Paskowski

